

„Bridge ist für mich (k)ein Kartenspiel“

Interview mit Ulrich Wenning, Anwalt, langjährigem DBV-Präsidenten und Senioren-Nationalspieler.

Wenn Ulrich Wenning von Bridge spricht, vergleicht er es lieber mit strategischen Brettspielen wie Go oder Schach als mit Skat oder Poker. Der passionierte Spieler hat 18 Jahre den Deutschen Bridge-Verband (DBV) als Präsident geführt, 20 Jahre für dessen Gemeinnützigkeit gekämpft. 1990 gewann die Nationalmannschaft unter seiner Präsidentschaft in der Schweiz die Weltmeisterschaft. Im Gespräch erzählt er, warum sein Sport für ihn keines der klassischen Kartenspiele ist und warum er sich Sorgen um die Altersstruktur des Verbandes macht.

Herr Wenning, Sie sagen: Bridge ist für Sie kein Kartenspiel. Wie kommen Sie darauf?

Ich habe vorher nahezu alles gespielt, was es gibt: Skat, Doppelkopf, Poker, Canasta, Rommé. Bei all diesen Spielen spielt das Glück eine wichtige Rolle. Was mich an Bridge faszinierte und was ich mir vorher nicht hätte vorstellen können, war der Duplizierungsfaktor: Die gleiche Hand wird 50 oder 100 Mal von verschiedenen Paaren gespielt, am Ende vergleicht man die Ergebnisse. Der Glücksfaktor ist nahezu ausgeschlossen. Deshalb vergleiche ich Bridge eher mit Go oder Schach. Wer alle anderen Spiele kennt und dann auf Bridge stößt, fängt Feuer.

Wann sind Sie darauf gestoßen?

1974, ich war 25 Jahre alt. Ein Freund sagte zu mir: „Es gibt doch auch Bridge.“ Mein erster Gedanke war: Schön, dass es Bridge gibt, aber was ist das eigentlich? Er hat dann herausgefunden, dass es in Bonn einen Bridge-Club gab, und meinte: „Geh mal hin und guck mal.“ Ich bin hingegangen – und sitze über 50 Jahre später immer noch am Tisch.

Wie lange hat es gedauert, bis Sie in der Nationalmannschaft gespielt haben?

Vier, fünf Jahre. Das erste Mal international habe ich 1979 gespielt. Wir haben damals viel experimentiert, an Bietsystemen und Reizsystemen. Das ging nur, weil wir Studenten und Referendare waren. Wir hatten die Aufmerksamkeit und die Zeit dafür. In meinem Alter haben damals nicht viele angefangen, wir waren die Youngsters und der älteren Generation um Längen voraus. Es ist übrigens ein Riesenunterschied, ob man mit 25 anfängt oder mit 55. Das sind Welten. Am besten beginnt man mit zwölf oder dreizehn

Jahren. Unsere jungen, nachfolgenden Stars haben das alle früh gemacht. Sie werden uns in fünf, sechs Jahren ablösen.

Sie spielen heute in der Senioren-Nationalmannschaft. Wie sieht Ihr Trainingsalltag aus?

Unter der Woche spielen wir nicht mehr, seit es BBO und RealBridge gibt: Online-Plattformen, auf denen man Hände einstellen und gezielt trainieren kann. Mein Partner und ich spielen seit 1979 zusammen, eine der ältesten Partnerschaften überhaupt. Wir wohnen fünf Kilometer auseinander und sind auch über die Familien befreundet. Wir telefonieren regelmäßig, besprechen Hände und trainieren online. An Turnieren versuchen wir alle deutschen Meisterschaften zu spielen, dazu ein internationales Turnier pro Jahr. Allein die erste Bundesliga bedeutet drei Wochenenden. Hinzu kommt die Senioren-Meisterschaft, und mit meiner Frau spiele ich die Mixed.

Sie waren 18 Jahre lang Präsident des Verbands. Was war Ihr wichtigster Erfolg?

Schwer zu sagen. Wir haben den Verband zunächst flügge gemacht: Wir hatten nur eine Vereinssatzung, also mussten wir Verbandsstrukturen schaffen. Aus dem kleinen Heftchen entwickelten wir das Bridge-Magazin. Wir führten Mini-Bridge ein, dazu ein einheitliches Lehr- und Bietsystem. 20 Jahre lang haben wir für die Gemeinnützigkeit gekämpft und sie schließlich beim Bundesfinanzhof erreicht. Hinzu kamen die sportlichen Erfolge: Die Damen wurden Europameister, und 1990 holten unsere Spieler in der Schweiz die Weltmeisterschaft. So etwas wird nach außen sichtbar. In jeder Sportart kann man letztlich nur mit sportlichen Erfolgen punkten. →

Unter Wenning wuchs die Mitgliederzahl deutlich: Als er anfing, hatte der Verband knapp unter 20.000 Mitglieder. Während seiner Amtszeit waren es zeitweise 30.000. Mit Pandemie und demografischer Entwicklung sind die Zahlen wieder zurückgegangen.

Wo sehen Sie heute die größte Herausforderung?

Die Altersstruktur, auch in den Vorständen. Das darf man eigentlich nicht laut sagen, aber ich sage es trotzdem: Wenn Sie einen 19-Jährigen in einen Bridge-Club schicken, in dem der Altersdurchschnitt bei 60 liegt, ist das wenig motivierend. Ich hatte das Glück, mit einer ganzen Generation gleichzeitig einzusteigen. Heute ist die Pyramide schief. Vereine verlieren insgesamt an Boden, das sehen Sie in vielen Sportarten. Aber Bridge trifft es besonders hart, weil viele unserer Aktiven altersbedingt ausscheiden.

Sie haben Ihre Frau beim Bridge kennengelernt. Wie haben Sie es geschafft, beide auf hohem Niveau zu spielen, mit drei Kindern und zwei anspruchsvollen Berufen?

Bei uns wurde jede Minute durchgetaktet. Meine Frau war als Ärztin beruflich stark eingebunden, ich als Anwalt ebenso, dazu kamen drei Kinder. Wenn beide den gleichen Sport ausüben, fällt zumindest das Verständnisproblem weg, das andere Paare haben: das ewige „Warum musst du am Wochenende schon wieder weg?“. Aber organisieren mussten wir alles. Mit der Zeit bin ich selbstkritischer geworden: Wenn man zwei Tage auf hohem Niveau gespielt hat, ist man erschöpft. Wer nebenbei drei Kinder großzieht und einen anspruchsvollen Beruf hat, sagt irgendwann: Es geht nicht mehr. Das verstehe ich heute besser als früher.

Was würden Sie jemandem raten, der mit Bridge liebäugelt, aber noch nicht angefangen hat?

Sich mit zwei oder drei Leuten zusammentun und zu einem örtlichen Verein gehen, am besten dort, wo man lebt. Und unbedingt Unterricht nehmen. Sich Bridge selbst beizubringen, ohne auf der Clubebene zu spielen, funktioniert nicht. Sie brauchen den sozialen Kontakt, das Vereinsumfeld und das Spielen gegen andere. Und ja, Intelligenz gehört dazu – das ist keine Überheblichkeit. Aber man muss schon ein bisschen denken können.

Was ist Ihr stärkstes Argument für Bridge?

Die geistige Beweglichkeit. Schon als junger Mensch habe ich gesehen, wie fit ältere Bridge-Spieler wa-

ren. Meine Schwiegermutter hat bis kurz vor ihrem Tod gespielt, ebenso die Eltern meines Bridge-Partners. Alle waren bis zuletzt geistig fit. Das klingt zunächst komisch, aber ich glaube: Weil sie in sozialer Verantwortung standen. Sich mit dem Partner verabreden, nicht vor dem Fernseher hängen – sondern sich anziehen, hingehen, spielen, diskutieren. Ich bin kein Mediziner, aber unbestritten ist: Menschen, die sich geistig fordern, ob mit Kreuzworträtseln, Bridge oder Schach, leben länger. Und beim Bridge sitzt der 90-Jährige mit dem 19-Jährigen am Tisch. Das ist ein faszinierendes Argument.

Herr Wenning, herzlichen Dank für das Gespräch.



Zur Person

Ulrich Wenning ist Rechtsanwalt mit eigener Kanzlei in Bonn, die er heute gemeinsam mit seinem Sohn führt. 1974 fing er mit 25 Jahren mit Bridge an. 1979 spielte er erstmals in der deutschen Nationalmannschaft. Seit rund 47 Jahren spielt er mit demselben Stammpartner. Im Deutschen Bridge-Verband war er vier Jahre Schatzmeister und 18 Jahre Präsident. In dieser Zeit erkämpfte er die Gemeinnützigkeit des Verbands beim Bundesfinanzhof, baute das Bridge-Magazin auf und führte Mini-Bridge als Lehrsystem ein. Er ist seit 52 Jahren Mitglied im Bridge-Club Bonn. Aktuell spielt er in der deutschen Senioren-Nationalmannschaft. Im Juni 2026 geht es mit dem Team zur Europameisterschaft nach Riga. Wenning ist verheiratet und hat drei Kinder. Seine Frau spielt ebenfalls aktiv Bridge, aktuell in der deutschen Damen-Nationalmannschaft.